

INHALT

PROLOG	11
EINLEITUNG: RASSISMUS UND KLASSISMUS IM DOPPELPAK	17
1. INTEGRATION – GESCHICHTEN VON SEGREGATION, UNTERDRÜCKUNG, RESILIENZ UND AUFSTIEG	
Die Kinder von hinterm Haus	23
Wie wir zu »Ausländer*innen« wurden	32
Willkommen im Club der Ausnahmen	40
Die versteckten Kosten des Aufstiegs	50
2. EMANZIPATION – WIR DEKONSTRUIEREN DIE MITTELSCHICHT	
Was die weiße Mittelschicht nicht hören will, aber wissen sollte	59
Privilegien sichern durch Erziehung	72
Migrant*innen-Mama - Feministin und Putzfrau	86
Mein Baba, der Intellektuelle - nicht beschult, aber gebildet	93
Token oder Diversity	100
3. WUT – BEGINN EINER RASSISMUSKRISE	
Der lange Sommer der Migration	107
Wut - die Hymne einer Generation	120
Gute Flüchtlinge, schlechte Flüchtlinge	134
Wut und Empathie sind keine Konkurrentinnen - sie sind Geschwister ...	141

4. MACHT – WIE AUS MINDERHEITEN MEHRHEITEN WERDEN

Es bewegt sich was	149
Identitätspolitik ist unser Erbe	157
Mehr als Repräsentation	164
Über Privilegien, Verbündet-Sein und unmögliche Solidaritäten	171

REVOLUTION – DAMIT ES SICH LOHNT, EINFACH NUR MENSCH

ZU SEIN	177
---------------	-----

DANKSAGUNG	189
-------------------------	------------

NACHWEISE UND ANMERKUNGEN	193
--	------------

FÜR ADEJ UND ABOJ

»No black woman writer in this culture can write ›too much«.

Indeed, no woman writer can write ›too much«...

No woman has ever written enough.«

BELL HOOKS

PROLOG

Politik spielte in unserer Familie schon immer eine große Rolle. Deshalb weiß ich gar nicht, wie es ist, sich nicht mit Politik zu beschäftigen. Gleichzeitig habe ich als Schwarzer Mensch und speziell als Schwarze Frau gar nicht die Möglichkeit und den Luxus, mich als unpolitisch zu betrachten. Schon früh habe ich verstanden, dass meine Anwesenheit in allen Räumen immer auch ein Politikum ist. Das Schwarze Mädchen im Kindergarten. Das *nette* Schwarze Mädchen in der Schule. Die Schwarze in der Vorlesung. Die Schwarze Kollegin. Die Schwarze Mama. Die Schwarze Trainerin. Und nun die Schwarze Autorin.

Es ist ein Luxus, unpolitisch sein zu dürfen – ich hatte ihn nie. Denn mein Körper ist politisch, und ihn habe ich immer bei mir. Doch das soll auch nicht heißen, dass alle Menschen, deren Körper politisiert werden, die Möglichkeit, das Interesse oder gar die Pflicht haben müssen, sich politisch zu engagieren. Ich aber habe mich bewusst dafür entschieden.

In meinem Schwarzen Kleid

Ich hab mein Schwarzes Kleid an.

Andere haben es gemacht,

aber jetzt gehört es mir.

Ich fühle mich schön und
erhaben in meinem Schwarzen Kleid,
denn ich habe es von meiner Mutter und meinem Vater,
mein Schwarzes Kleid.

Aber ich trage es trotzdem nicht immer,
und manchmal trage ich es und vergesse, dass ich es
an habe, auch wenn ich es schon lange trage.

Ist auch gut so,
ist halt nur ein Kleid.
Ich bin ja nicht mein Schwarzes Kleid.

Weißt Du, wer Du bist ohne Dein Kleid?

Ich weiß, wer ich bin!
Ich bin ich, wenn ich nackt bin.
Ich bin ich, wenn ich bei mir bin.
Ich bin ich, wenn ich nicht abgelenkt bin.

Aber trotzdem liebe ich mein Schwarzes Kleid,
denn ich habe es von meiner Mutter und meinem Vater,
mein Schwarzes Kleid.

Dieses Gedicht habe ich für die Ausstellung »At the borderlines of belonging / Grenzlinien des Daseins« verfasst. Die Initiator*innen von AfroDiaspora 2.0 haben 2020 unterschiedliche Schwarze Menschen dazu eingeladen, Texte und Fotografien zu den Themen »Identität//en, Zugehörigkeit//en und Lebens-

realität//en« zu erstellen und zu präsentieren. Mein Gedicht verhandelt alle drei Themen und wechselt dabei ständig zwischen der inneren Haltung und dem Blick von außen. Es bringt zum Ausdruck, dass Körper wie meiner immer politisch sind. Immer! Denn wir können unsere Körper nicht verbergen, verändern oder ablegen. Sie sind immer da, immer sichtbar und nie frei von Bewertung. Egal, ob im Supermarkt, beim Bewerbungsgespräch, im Klassenzimmer, während wir auf den Bus warten und auch im Kreißsaal.

Deshalb habe ich dieses Gedicht bewusst an den Anfang dieses Buches gesetzt. Damit ihr versteht, dass die folgenden Gedanken auf den Erfahrungen und Perspektiven einer Schwarzen Frau in Deutschland basieren. Und für alle, die es noch nicht wissen: »Schwarze Frauen* haben schon immer gekämpft, entdeckt, inspiriert, erschaffen, erforscht, geschrieben, geglaubt, geliebt und gehofft. Trotz und wider unglaubliche Barrieren, Grausamkeiten und Erniedrigung.«¹ Mit dieser wunderschönen Liebeserklärung beginnt die Anti-Rassismustrainerin und Autorin Tupoka Ogette jede Folge ihres Podcasts.

Schwarze FLINTA* (Frauen, Lesben, intergeschlechtliche, nichtbinäre, trans und agender Personen) und Schwarzes Leben im Allgemeinen sind divers, und so sind auch unsere Kämpfe und unsere Realitäten komplex und unterschiedlich. Aber auch wenn es »die Schwarzen« nicht gibt, nicht geben kann, ist es dennoch wichtig zu verstehen, dass »Schwarz« eine wesentliche Selbstbezeichnung im Sprechen über Rassismus ist. Sie bringt zum Ausdruck, dass Menschen mit afrikanischer Herkunft seit Jahrhunderten systematisch ausgebeutet, unterdrückt und entmenschlicht werden. »Schwarz« ist

also keine Eigenschaft, sondern markiert unsere politische Position in einer weiß dominierten Gesellschaft. Über »Schwarz sein« zu sprechen, bringt somit auch zum Ausdruck, dass Black Lives Matter immer gilt und nicht nur dann, wenn die Welt uns wie im Mai 2020 einen Moment lang ihre Aufmerksamkeit schenkt.

Meine Erfahrungen stehen aber nicht für sich allein: Sie ähneln denen von vielen rassifizierten Migrant*innen, die ebenso Rassismus ausgesetzt sind. Schwarze Menschen und People of Color teilen die Rassismuserfahrungen, die weiße Menschen in unserer Gesellschaft nicht machen. Der Begriff »BIPoC« (Black, Indigenous and People of Color) versucht, diese Perspektiven zu vereinen. Einerseits bringt er zum Ausdruck, dass es wichtig ist, die unterschiedlichen Formen von Rassismus sichtbar werden zu lassen, und gleichzeitig macht er unsere Gemeinsamkeiten überhaupt erst besprechbar.² Denn wir alle werden aus dem gleichen Grund von der Gesellschaft rassifiziert und zu »Anderen« gemacht: Zwar wird Rassismus immer noch maßgeblich durch körperliche Merkmale wie »Hautfarbe« markiert, doch in Deutschland erleben wir seit einigen Jahrzehnten einen Shift in der rassistischen Ideologie, denn inzwischen haben alle verstanden, dass es keine biologischen »Rassen« beim Menschen gibt. Der neue, »zeitgemäße« Rassismus, auch »Neo-Rassismus« genannt, betont deshalb nicht mehr die Unterschiede zwischen »Rassen«, sondern die Differenz zwischen Kulturen, die durch Migration aufeinandertreffen. Die Kategorie »Rasse« wurde durch die Kategorie »Migration« ersetzt – meint aber im Grunde immer noch dasselbe. Dieser »Rassismus ohne Rassen« ist die Reaktion auf

die verstärkte Migration nach Deutschland³ und hat den Zweck, bestimmte Migrant*innen selbstverständlich, fast natürlich, als arbeitende Klasse zu verstehen. Die strukturelle Diskriminierung und Ausbeutung migrantischer Menschen wird also durch eine rassistische Ideologie gerechtfertigt – ohne sie als solche zu benennen.

Rassismus, so wie wir ihn heute in Deutschland erleben, kann deshalb nur dann im Sinne aller bekämpft werden, wenn wir die geschichtlichen Zusammenhänge verstehen und die Parallelen zum Hier und Jetzt begreifen. Ein wesentlicher Schritt in diese Richtung wäre ein klassenbewusster Antirassismus. Dafür brauchen wir aber in erster Linie eine im Großen wie im Kleinen praktizierte Solidaritätskultur.

Eine solche Solidarität im Kleinen habe ich bei meiner Begegnung mit der Comedienne Idil Baydar aka Jilet Ayşe erlebt. Idil war vor einigen Jahren auf das Podium einer Veranstaltungsreihe zum Thema Rassismus geladen. Die Diskussionsrunde hat mich nicht sonderlich mitgerissen, aber Idil in Action zu erleben, war nicht nur lustig, sondern auch sehr inspirierend. Die Podiumsdiskussion fand in einem kleinen, intimen Rahmen statt, deshalb konnten wir uns am Ende der Veranstaltung noch kurz unterhalten. Neben etwas Smalltalk sprachen wir auch über Humor als Instrument des Widerstands. Am Ende des Gesprächs nahm Idil mich und meine Schwarze Freundin zur Seite, schaute uns in die Augen und sagte mit ernster Stimme: »Wir Kanax haben viel von unserem Widerstand von euch Schwarzen gelernt.« Danach gab sie uns ihre Handynummer und fügte noch hinzu, dass wir uns jederzeit bei ihr melden können.

Idil hat das an dem Abend nicht ohne Grund gesagt. Sie weiß, dass Rassismus gegen Schwarze leider immer noch ein großes Problem in vielen Communities of Color ist. Gerade weil echte Solidarität unter Schwarzen und PoC nicht immer selbstverständlich ist, war es für Idil wichtig, sich zu positionieren. Sie hat auf ihre eigene Art und Weise mit wenigen Worten ihren Respekt, ihre Liebe und ihre Solidarität zum Ausdruck gebracht. Diese Begegnung war für mich sehr prägend, denn sie hat deutlich gemacht, dass wir den strukturellen Rassismus in diesem Land nur bekämpfen können, wenn wir bei uns selbst und unseren Communities anfangen. Wenn wir BIPoC uns nicht mehr gegeneinander ausspielen lassen und uns stattdessen politisch verbünden, haben wir die Macht, echte Veränderung herbeizuführen.

EINLEITUNG:

RASSISMUS UND KLASSISMUS IM DOPPELPAK

Ich schreibe in diesem Buch von meinen persönlichen Erfahrungen, und doch sind es nicht nur meine Geschichten. Es sind die Verbindungslinien von Millionen migrantischer Arbeiter*innenfamilien in Deutschland, die lange ausgeblendet, überhört oder als irrelevant dargestellt wurden. Doch heute sind die Stimmen von Schwarzen Menschen und People of Color nicht mehr so einfach zu ignorieren. Wir sind laut, wir sind wütend, und wir lassen uns nicht mehr unterdrücken. Wir wollen nie mehr leise sein. Wir bitten auch nicht mehr um irgendetwas. Wir fordern von der Gesellschaft und der Politik, sich mit unseren Perspektiven auseinanderzusetzen. Der Weg zu diesem neuen Selbstverständnis war lang und erkenntnisreich. In meinem Buch möchte ich euch auf einige Etappen mitnehmen, indem ich von meinen Beobachtungen und meinen Erfahrungen erzähle.

Vorab sei gesagt, dass ich dieses Buch nicht für eine bestimmte Leser*innenschaft schreibe. Dies ist kein »Dear White People«-Buch wie so viele, die es schon auf dem Markt gibt. Ich habe dieses Buch für mich und für »uns« geschrieben. Ohne zuvor genau definieren zu wollen, wer zu diesem »uns« eigentlich gehört. Wenn ich es doch tun müsste, würde ich sagen, dass ich mit »uns« insbesondere diejenigen meine,

die das, was ich schreibe, aber vor allem das, was zwischen den Zeilen steht, fühlen können. Dieses Buch soll also von »uns« ausgehen, von all jenen, die fühlen, wie ich fühle, um letztendlich zu einem größeren »Wir« zu finden, das sich im Laufe meines Textes herauschälen wird. Es ist ein Wir, das nicht nur aus einer einzigen Geschichte besteht, sondern viele Perspektiven in sich vereint und über Grenzen hinausdenkt, um ein gemeinsames Ziel zu erreichen.

Auch ich schreibe hier nicht nur aus einer Perspektive. Ich bin nicht nur Schwarz und erlebe Rassismus, sondern bin gleichzeitig eine Schwarze Frau, die Sexismus ausgesetzt ist, und ein Arbeiter*innenkind, das sich mit Klassismus konfrontiert sieht. Heute bin ich außerdem Akademikerin und Teil der Mittelschicht. Wenn man von »Aufsteiger*innen« spricht, meint man meistens Menschen wie mich. Wie viele migrantisches Eltern haben auch meine Eltern alles dafür getan, damit ich sozial und ökonomisch aufsteigen kann. Auf meinem Weg nach »oben« habe ich mich ständig gefragt, was dieser »Aufstieg« eigentlich bedeutet und warum wir alle unhinterfragt danach streben. So einfach ist diese Frage für mich auch heute nicht zu beantworten. Doch was ich weiß und jeden Tag spüre, ist, dass ich heute deutlich mehr Privilegien habe als meine Eltern. Alles richtig gemacht, könnte man meinen. Ein weiterer Beweis dafür, dass man hierzulande alles erreichen kann, wenn man sich nur anstrengt.

Nur leider habe ich gar keine Lust, als Erfolgsgeschichte herzuhalten. Im Gegenteil. Ich glaube weder an Aufstieg noch daran, dass alle alles erreichen können, und schon gar nicht, dass man sich Privilegien verdienen kann. Illusionen wie diese

halten uns bloß davon ab, gesellschaftskritische Fragen zu stellen, Fragen, die strukturelle Diskriminierung und Unterdrückung in einem kapitalistischen System thematisieren. Warum zum Beispiel sprechen wir nicht über die Zusammenhänge von Rassismus und Klassismus, obwohl die rassistische Klassenausbeutung in unserem Alltag allgegenwärtig ist? 40 Prozent der Jobs im Niedriglohnsektor werden in Deutschland von Migrant*innen der ersten, zweiten, dritten Generation übernommen. Innerhalb dieser Gruppe werden wiederum Geflüchtete und rassifizierte Arbeitsmigrant*innen besonders brutal ausgebeutet. Einmal mehr wurden diese ausbeuterischen Strukturen an den Exzessen in der Fleischindustrie während des Corona-Lockdowns deutlich.¹ Oder wie kann es sein, dass die Bildungschancen von Kindern heute immer noch maßgeblich durch das Elternhaus bestimmt werden? Warum zementiert das Schulsystem die bestehende Ungleichheit in der Gesellschaft, statt sie aufzulösen? Und warum um alles in der Welt dulden wir eine Zweiklassengesellschaft in der Asylpolitik?

Ich möchte Antworten auf diese und weitere Fragen finden. Dabei suche ich nicht nach absoluten Wahrheiten oder der einen richtigen Lösung. Viel ehrlicher und wichtiger finde ich es, Perspektiven sichtbar zu machen, die in unserem üblichen Alltag unsichtbar bleiben. Perspektiven, die die aktuellen politischen, sozialen und kulturellen Kämpfe in einen anderen Kontext setzen, als die meisten es tun. Denn sie erzählen gleichermaßen von Verletzung, Enttäuschung und Wut, wie auch von Resilienz und Widerstand. Doch da hört die Komplexität nicht auf. Auch Ambivalenz und vermeintliche Widersprüche

sind Teil meiner Erzählung. Ich finde, das kann gar nicht anders sein, weil uns bewusst sein muss, dass Unterdrückungsverhältnisse zwangsläufig Menschen dazu bringen sich anzupassen, um überleben zu können. Deshalb sind auch Widerstandstrategien so komplex und manchmal eben auch widersprüchlich – zum Beispiel, wenn es um die Gleichzeitigkeit von innerer Emanzipation und äußerer Integration geht.

Strukturelle Diskriminierung muss als etwas verstanden werden, das nicht von Einzelpersonen ausgeht, sondern von den gesellschaftlichen Machtstrukturen dahinter. Deshalb dürfen die aktuellen Forderungen nach mehr Repräsentation und Anerkennung von Minderheiten nicht als Ziel, sondern nur als Anfang von gesellschaftlichem Wandel verstanden werden. Menschen der neuen migrantischen Mittelschicht haben, wie die aktuellen Debatten um Rassismus oder Feminismus deutlich machen, das Potenzial, Veränderungsprozesse anzustoßen. Sie sitzen, symbolisch gesprochen, »mit am Tisch«. Doch dass wir, die neue migrantische Mittelschicht, nun mit am Tisch sitzen, ist nicht genug. Echte Veränderungen kommen nur zustande, wenn wir den alten, viel zu kleinen Tisch zertrümmern, um Platz zu machen für einen neuen großen Tisch, an dem wirklich alle Platz nehmen können.

Um diesen gesellschaftlichen Wandel herbeizuführen, um diesen neuen großen Tisch wahr werden zu lassen, braucht es ein Wir, das größer ist als die neue migrantische Mittelschicht. Es braucht ein Wir, das nicht damit zufrieden ist, wenn ein paar Chef*innenetagen diverser, manche Konsumhäuser barrierefrei und mehr FLINTA* in der Politik sind.

Ich will mit diesem Buch an genau dieses größeres Wir appellieren:

Wir, das sind alle, die die Abschaffung jeglicher Form von struktureller Diskriminierung, Unterdrückung und Ausbeutung fordern.

Wir, das sind alle, die gemeinsam gegen jede Form der Auf- und Abwertung kämpfen, bis wir kollektiv Denkkategorien wie »wertvoll« und »wertlos« oder »unterlegen« und »überlegen« dekonstruiert² und zerstört haben.

Um zu diesem größeren Wir zu kommen, müssen wir verstehen, welche Funktion die Verbindung von Rassismus und Klassismus im Kapitalismus erfüllt. Diese Erkenntnis, davon bin ich überzeugt, ist elementar, um zu einer neuen, gerechten Gesellschaft zu gelangen.